

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Watzlik, Hans: Der Benturi Hafentopf. Ein Wildschützenleben

urn:nbn:de:bsz:31-62042

gearbeitet wie Fochen, nur hatte sie einen dicken Blondzopf um den Kopf gewunden, und wenn sie am Feierabend mit ihrem Mann am Feldrain saß, hätte man meinen können, die Lerche sei noch einmal aufgewacht: so hell tönte ihr Abendlied.

In den folgenden fünfzehn Jahren wuchs Fochens Häuschen, doch die Heide verlor ein Stück nach dem andern; denn um den Hof entstanden ein Garten, ein paar neue Felder und Weideland. In ein paar Ställe zogen mehrere Ziegen, eine kleine Schafherde, ein paar Kühe, Ochsen und Schweine ein. Auf dem Hof gaderten Hühner und schnatterten Gänse. Und alles gedieh. „Natürlich“, sagten die törichten Leute, „da der Fochen ja so dumm ist, muß er Glück haben.“ Das Sonderbarste aber war, daß es zwischen all den wohl-

geordneten Dingen oft geheimnisvoll aufblühte: Sechs Jungen und sechs Mädchen rührten flinke Hände und Füße. Sie hatten alle die gleiche Haarfarbe, die war weder braun noch gelb.

Vor dem Hause stand jetzt eine große Bank für die Feierabendrast der Familie. Als nun einmal Schäfer Michel, seine Herde heimtreibend, vorüberkam, sah er Fochen und Hanne dort sitzen, dicht umdrängt von den Kindern, die frohe Lieder sangen. Die untergehende Sonne schien auf die Köpfe der Mädel und Buben, daß es um das Elternpaar glänzte und leuchtete. Da hielt Michel ein paar Herzschläge lang im Schreiten inne und sprach, mit seinem Stab auf die junge Schar weisend: „Ja, ja, zwölf Tonnen Gold!“



Der Venturi Hasenkopf

Ein Wildschützenleben / Von Hans Wacklit

Der Wildschütz Venturi Hasenkopf war ein hochaufgeschossener Kerl, dürr wie ein Wallfahrtersteden, das Gesicht voller Bart, den Schopf versträubt, die Brust rauh wie eine Wildsau und gamsbartene Federn im Hut. Die schwarzen Augen funkelten ihm wie einem Raubtier bei Nacht. Das linke Knie hatte er mit Schrotkörnern gespidt. Darum hinkte er. Aber die Jäger holten ihn doch nicht ein, wenn sie durch Stauden und Wald hinter ihm her waren.

Das Schießen, das war dem Venturi seine höchste Lust. Er hätte nicht dürfen seinem Vater sein Bub sein. Sein Vater war der alte Raitan gewesen, eine ganz kalte, verwogene Haut; Gott habe ihn selig, wenn ihm zu helfen ist! Der Raitan hätte auf Sonne und Mond schießen können, bis die Blutstropfen daraus gespritzt wären. Im Herbst, wenn die Hirsche brunsteten, ist er vom Böhmerwald bis in die Steiermark hinunter in

die Hirschwälder wildern gegangen. Ein prachtvoll sicheres Auge hat er gehabt und ein gespenstisch unfehlbares Gewehr. Ein Schütz ist er gewesen aus altem Schrot und Holz, der den Leuten auf hundert Schritt weit eine Haselnuß aus den Zähnen hat schießen können. Der Förster Moosholzer hat seinerzeit mit ihm zu schaffen gehabt, zwanzig Jahre war er hinter ihm her wie der Hund hinter dem Wild und hat die Fährte des schleichenden Mannes herausgekannt aus allen Spuren der Wildnis. Und einmal sind die zwei auseinandergestoßen. In den Seehängen ist es gewesen. Der Förster hat ihn hernach in der wilden Einsamkeit eingescharrt, daß er keine Scherereien bei Gericht habe. Niemand hat gewußt, wohin der Raitan verschollen ist. Aber der Venturi, sein Bub, hat mit seiner Fuchsnase das Grab aufgespürt, hat es aufgemacht, dem Toten die hirschlebernen Hosen ausgezogen und das Zaubergewehr zu sich genommen und schließlich den Alten wieder vergraben. Der Raitan soll

hernach noch manches Jahr dort gegeistert haben, bis ihn der Schinder in einen Sad beschwor und in das entlegene Klammerloch warf.

Das Blut des Vaters wilderte in dem Sohn weiter. Ums Geld ging der Venturi nicht aus. Das Wildbret schlug er um einen Spott los, er hätte es auch hergeschenkt, wenn ihn einer darum angegangen wäre.

Den Forstleuten wich er sonst nicht aus. Zu Neujahr stellte er sich sogar in der Jägerrei ein und sagte treuherzig sein Sprüchlein her:

„Ich wünsch dem Herrn Förster einen goldenen Rock,
der ihm steht als wie ein Nagerlstock.
Ich wünsch der Frau Försterin eine goldene Hauben,
die ihr steht wie einer Turteltauben.“

Dem Förster, es war ein anderer in die Seewälder her versetzt worden, Hirschroth hieß er sich; dem Förster Hirschroth jagte es die Galle in den Magen, daß sich der Wildbretschütz so dreist in sein Haus traute, und er rumpelte den Venturi an: „Wart nur, dir leucht ich bald einmal unter die Nase!“

Dem Venturi machte die Drohung nicht heiß, und ein Gewissen hatte er wie ein Franziskanerärmel weit. Nur zu Ostern, wenn er im Beichtstuhl das Gewöll seiner Sünden von sich gab, da rumorte es in seiner Seele, und er schwur sich feierlich, das Wildschützenleben an den Nagel zu hängen. Und wirklich tat er eine Weile gut. Auf einmal aber stand er wieder nachts mitten drin im finstern Wald, mit wildem Atem, das Gewehr angeschlagen, lauernd, — und wußte nicht, wie er hergekommen war. Es läßt sich halt niemand aus seiner Grundfeste heben.

Tagsüber schnitt der Venturi Schindeln oder schnitzte Holzschuhe, nachts war er auf dem Anstand. Wann er eigentlich schlief, das war unbekannt. Fragte man ihn darnach, so sagte er: „Ich schlaf beim Behen.“ Und am Sonntag während der

Predigt schlafe er sich einen Vorrat für die ganze Woche.

Er hatte eine starke Natur, die war nicht umzubringen. In dem Jahr, wo der große Windbruch war, schlug ihm bei der Kirchweih ein Glasmacher das Krügel derart hart auf den Schädel, daß die Scherben davonklirrten. Den Venturi focht das weiter nicht an. Erst nach ein paar Wochen suchte er den Bader auf, das Hirn summse ihm alleweil so wunderbar. Der Bader besah den Schaden und zog ihm hernach ein Trumm Hutfrempe aus der Kopfhaut heraus. Sie war schier eingewachsen gewesen.

Als das Loch für die Eisenbahn durchs Gebirg gebohrt wurde, raufte der Venturi mit einem Italiener, und der Italiener stieß ihm schließlich das Messer hinten in den Schädel hinein, daß es brach und die Spitze drin stecken blieb. Der Doktor brachte sie mit aller seiner Kunst nicht heraus. Da ging Venturi zum Schmied nach Lohberg, der zwängte ihm den Kopf zwischen die Knie, arbeitete einen halben Tag daran herum und setzte zuletzt das Eisen mit der Beißzange heraus. Fitz, da piff der Venturi. Aber sonst war er gesund.

Der Förster Hirschroth fengte ihm einmal mit einem Schuß den Bart. Oft streiften ihn die Kugeln der Jäger. Der Venturi legte auf die Wunden frische Ruhfladen, die zogen alles wieder aus. Nur die Halschlüsse heilten langsam und taten höllisch weh.

Aber ihn schreckte nichts. Auch das Geistliche nicht, das alleweil zur Nacht in der Wildnis spinnet. Vor der wilden Jagd mußte er sich einmal aufs Gesicht werfen. Der Teufel selber pirschte vorbei und klopfte ihm auf das Gesicht. „Hoho!“ murmelte der Teufel. „Da hat ein Maulwurf aufgeworfen!“ Und er ging fürbaß. Dieses unslätige Erlebnis gab der Venturi gern zum besten.

Und so trieb er es und so lebte er dahin, bis er alt und grau wurde.

Einmal wurde er aber doch aus seiner Verstocktheit aufgestört. In einer Sommernacht schoß er auf die Jäger, und die blieben ihm nichts schuldig und pfefferten

zurück. Einer traf ihn. Der Wildschütz schleppte sich bis zum Herrgottsriegel. Dort stopfte er Moos in die Wunde, das Blut zu stillen. „Heuer brauch ich keinen Vader, der mir die Uder schlägt“, spottete er sich selber.

Der Venturi war ein herzhafter Mann, und wenn man ihm das Bett zur Mitternacht auf den Friedhof gestellt hätte, er hätte seelenruhig geschlafen. Aber diesmal zog es ihm die Haare zu Berg, und ihm war, als grins der Fels, als lache ein Baum auf. Und er lehnte an dem Riegel, Räder tanzten ihm vor den Augen, und ein Gespenst gaukelte daher, wie eine fliegende Spinnwebe kam es näher und näher. „Tot oder lebendig, wer bist du?“ ächzte der Venturi. „Red! Oder ich schieß!“

Es war der Geist des alten Kaitan, dessen Fleisch erschossen und verwest im Gehäng der Teufelsseewand lag.

Dem Venturi kam die Scheu alleweil ärger. Er fragte halblaut: „Vater, wie geht es zu — drüben?“ Aus dem Maul des Gespenstes wehte ein blaues Licht, und es redete langsam und traurig: „Abrechnen tun sie genau. Sie schenken einem nichts!“

Heimgekommen ist damals der Venturi wie vom Satan geheht. Eine Woche lang fieberte und seufzte er: „Lebendig brenn ich in der Höll!“ Und die Schrottkörner unter seiner Haut meldeten sich und bissen wie die Gewissenswürmer. Wie der heilige Marterer litt er, dem der scharfe Pfeil im Knie steckt.

Als ihn das Fieber wieder ausgelassen hatte, führte ihn sein erster Weg in die Jägerei. „Förster, ich will mich verändern“, sagte er und schaute gar sündlich darein. „Nach Mariazell will ich wallfahrten und büßen!“

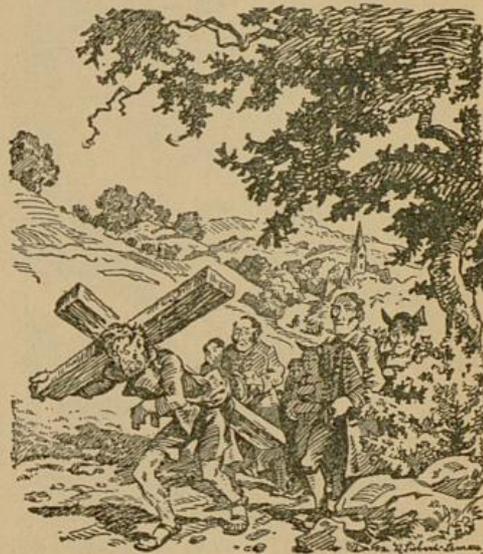
Der alte Hirnschroth fauste ihn an: „He, ist dir der Hubertushirsch begegnet, du Habergeiß?“

„Förster, um zwei Schwartenbretter bitt ich euch. Ich will mir ein Kreuz daraus zimmern und es tragen auf meiner Bußfahrt.“

Lange und verdächtig schaute der För-

ster ihm ins Gesicht. Aber der Venturi hielt den Blick in aller Demut aus. Da schenkte ihm der Hirnschroth die zwei Schwartlinge.

Am Tag Maria-Schnee machte sich der Büßer Venturi auf, das lange Holzkreuz geschultert und von den Dorfleuten reichlich bedacht mit allerlei Wegzebrung und silbernen Zwanzigern, daß er ihrer ge-



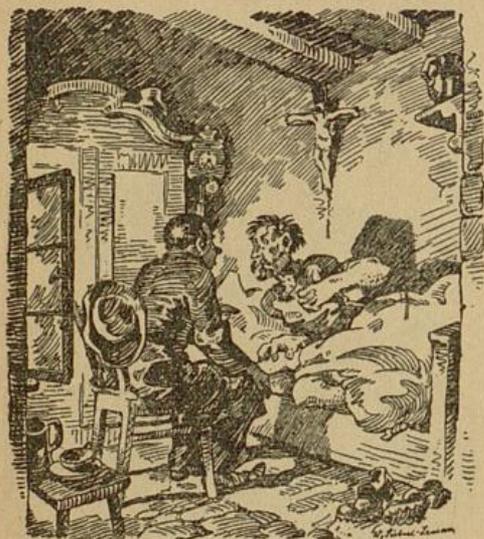
Auf der alten Poststraße geleiteten sie ihn weit in den Wald hinein.

denke, wenn er vor der hohen Mariazeller Frau knie. Ratlos stand er da wie der Teufel, der sich in den Himmel verirrt hat.

Auf der alten Poststraße geleiteten sie ihn weit in den Wald hinein. Und dort verabschiedete er sich mit einem Gesicht, das aller schönsten Pracht der Welt absagte, und alle weinten über soviel Reue und soviel Buße, die da den harten Weg dahin hinfte. „Meine Stunde ist da!“ Das war sein letztes Wort gewesen.

Die ganze Woche redete man im Dorf von nichts anderem als vom Venturi. Sie sahen ihn auf der heißen, staubigen Straße das Kreuz schleppen, die Achseln wund gerieben und das Blut tröpfeln von den Fersen. Wenn der Nebel feucht und qualmig durchs Tal rann, schauten sie

den Büsser verirrt in der wilden Fremde, müd und zerschlagen auf einer Felsenacke droben sitzen, davon er nimmer herunter konnte. Und über die Donau mußte er ja auch, und die war abscheulich tief, und wer weiß, ob die Brücke gut Instand ist, darüber er wallfahrtet, und ob nicht gerade ein morsches Brett unter ihm bricht und er gottsklänglich ertrinken muß im



Der Venturi rochte sich jäh auf, die Augen gleißten ihm.

Wasser? Und am Samstag ging ein schweres Gewitter nieder, die Blitze flogen im Säckel, der Teufel schoß Purzelbäume im Gewölk, da schlugen sie im Dorf die Wetterbüchlein auf, drin die Bitten gegen Donnerstrahl und Schauer gedruckt standen, und beteten inbrünstig, daß den bußfertigen Venturi nicht der Donner treffe.

Weiß der Fuchs, auch dem Förster Hirnschroth war in diesen Tagen ganz zweierlei ums Herz. Verdrossen schlich er umher, ihn freute nicht Pfeife noch Hund noch Weib. Der Wald schien ihm leer und ausgestorben. Wie eine Woche um war, hielt er es bei sich selber nimmer aus. Er spannte das Ross ein, setzte den grünen Hut auf und fuhr, von einem unheimlichen Zwang getrieben, kerzengerade in die Welt hinein.

Nach einer guten Stunde kam er in das Dorf Holzschlag. Und wie er so arglos dahinfuhr, hörte er es vom Wirtshaus her lustig singen und schreien, und die Regel flogen auf einer Scheibstatt. Auf einmal horchte er mit den Stockzähnen, und wie er den Wagen vor der Regelbahn hielt, sah er dort den Venturi hemdärmelig und mit einem Juchschrei die Kugel schleudern. Das Schwartlingkreuz aber lehnte gottverlassen an der Regelbahn.

Der Förster sprang vom Wagen, den Venturi schnob er an: „O du elender Dudenmauser! Das also ist deine Bußfahrt gewesen?“ Der Venturi schaute darein wie ein eingekreister Hirsch. „Ich bin noch nicht weit kommen“, stammelte er. Er hatte sich übermäßig mit Bier beladen.

„Du hast übel bestanden!“ schrie der Hirnschroth. Hernach lud er ihn samt dem Schwartlingkreuz hinter sich auf den Wagen und fuhrwerkte ihn heim. Bei jeder Marterfäule, bei jeder Kapelle aber hielt er das Ross an und ließ den Venturi aussteigen, niederknien und abbitten. Und zuweilen gewann wieder der Rausch die Oberhand, und der alte Wildbretschlitß gröhlte:

„Am jüngsten Tag, da puzt ein jeder wohl sein Gewissen, sein Gewehr, hernach marschieren alle Jäger aufs Gamsgebirg zum Luzifer.“

Daheim rissen sie die Augen auf, wie die zwei miteinander daherkutschiert kamen, und der Venturi hatte im Dorf wenig gute Stunden mehr, als es ruchbar geworden war, wie weit seine Bußfahrt gegangen. Und im ganzen Wald erzählten sich die Leute die seltsame Geschichte von dem Förster, der Heimweh nach seinem Wilddieb gehabt hatte.

Der Venturi aber bekam es mit seinem Gemüt zu tun, er schlich ganz absinnig herum, sperrte eines Tages seine Hütte zu, tat einen Schuß ins Himmelblau und reiste mit der Eisenbahn nach Wien. Er mußte in eine Gegend, wo kein Wald

war; das spürte er. Und weil sein unruhiges Blut ihn in der Nacht nimmer schlafen ließ, so besorgte er sich einen Nachtwächterposten. Soweit war er jetzt zufrieden. Nur kein Gewehr durfte er sehen. Denn da wurde er hochrot und fieberig, und die Behen fingen ihm im Schub zu gehen an.

Nach Jahr und Tag kam er wieder ins Dorf zurück, suchte seine verlassene Hütte auf und legte sich hin, um zu sterben.

Es war ein linder Abend. Das Ver-sehglöckel läutete fern wie die Schelle einer waldvergeffenen Geiß, und der Herr Pfarrer suchte Venturi heim und setzte sich zu dem Kranken ans Bett. Zunächst striegelte er ihm gebühlich das Gewissen, und hernach redete er ihm freundlich zu: „Heraus jetzt mit deiner Litanei! Sonst kommt der Teufel mit der Spindnadel!“

Der Venturi sah darein wie der schmerzhafteste Freitag, klopfte an die Brust und beichtete. Das Fenster war offen, der nahe Wald sauste, im Mondschein davor lag die Wiese, und der Jägerstern stieg.

Mitten in seiner gottergebenen Beichte aber stockte der Venturi, er reckte sich jäh auf, die Augen gleißten ihm: draußen auf dem grünen Rasen graste ein zierliches Wildbretlein. Und der Venturi tappte blitzschnell unters Bett, riß einen Stutzen hervor, stützte hastig den Lauf auf die Schulter des Pfarrers, zielte kurz und krachte los. Der Bod tat einen steilen Sprung und brach zusammen. Zeternd fuhr der Pfarrer auf.

„Ins Blatt getroffen!“ lachte der Venturi. Hernach legte er sich aufs Bett zurück, streckte sich — und war hin.



Enzian und Almrausch

Eine verzwickte Geschichte von Jutta Wilfing

Um die Zeit, wo die Emerenzia noch Kaserin war auf der Alm vom Seebachbauern, hat ihr der Wasfl, der damals noch Holzknecht war, immer so schöne Buschen gebrocht und mitgebracht, wenn er sie heimgesucht hat droben in ihrer Einsicht. Die Buschen waren blau und rot, blau wie die Augen von der Emerenzia und rot wie die leibhaftige Lieb vom Wasfl; denn das, was der Wasfl der Emerenzia gebrocht hat, war vornehmlich Enzian und Almrausch. Gar so gern hat sie die „Bleamln“ gehabt, die Emerenzia, fast so gern wie den Wasfl selber.

Aber die zwei waren arm und die Liebschaft hat sich ein bißl lang hingezogen, solange, bis das vergoldete Ringel, das er ihr quasi als Sinnbild seiner dauerhaften Treue verehrt hat, mit der Zeit vom vielen Melken, Milchkübelwaschen und überhaupt von der Stall-

arbeit ganz silbrig geworden ist; aber auslassen hat die Emerenzia doch nicht, und dem Wasfl war's auch gar nicht ums Loskommen; denn er war ein rechtschaffener Mensch und obendrein ein bißl langsam im Kopf, und so hätt' er sich gar nicht denken können, daß die einmal beschlossene Sach' hätt' aufhören sollen, beschlossene Sach' zu bleiben. Beschlossene Sach' war's nämlich, daß der Wasfl und die Emerenzia sich doch noch einmal würden kopulieren lassen.

Aber zuerst mußte ein altes Basl von seiner Mutter selig in Tirol drin das Zeitliche gesegnet haben. Denn weil er der einzige Verwandte war, so war ihm die Erbschaft gewiß, und die Basl hatte ein paar nette Gulden im Wollstrumpf oder gar auf der Sparkass' in Innsbruck, und mit diesen wollte er sich einmal ein Basenhäufel und eine Kuh und ein paar Schubbreit Acker kaufen, und dann konnten er und die Emerenzia Hochzeit machen.

Nicht daß die zwei der Basl den Tod